

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Diebig.

(Schluß.)

38]

Lange hatte sie keine Vaterliebe gekannt, jetzt fühlte sie die. Er konnte sie gar nicht entbehren; war sie dem alten Mann nicht Auge und Stecken zugleich?

Wenn sie sich jetzt verdingen würde — ganz im Dienst nicht, nur im Taglohn — würde sie sich dann nicht freuen, allabendlich ihr Häuschen wiederzusehen und den Vater auf der Bank davor? Würde es nicht wie ein Glück sein, ihm für den Taglohn das Nötige zu kaufen und nach Feierabend noch und Sonntags das Ackerchen zu bestellen — ein Glück, endlich geben zu können, statt zu nehmen? Nichts Geschenkes und nichts Ererbtes, nur was Erarbeitetes macht froh!

Das Nehmen — ach — die Fränz suchte zusammen, kam da nicht einer des Weges von Manderscheid herunter, ein Wohlhabender? Sie sah's am Gang. Hastig zupfte sie den Vater am Ärmel: „Komm, komm,“ und drängte ihn zur Seite, wo auf einer kleinen Ausbiegung der Kehre, dicht am Abhang, ein Bänkchen aufgeschlagen ist und zwischen den zwei Ebereschbäumen rechts und links, wie eingerahmt, das mächtige Bild des Rosenberges steht. Dort setzte sie sich mit dem Vater. Ach, jetzt nur nichts nehmen müssen! Heut nicht! Jetzt nicht! Ueberhaupt nicht mehr, nein, nein!

Sie kehrte der Straße den Rücken zu und guckte kramphast in ihren Schoß; den Vater stieß sie in die Seite, er solle auch vor sich sehen. Aber schon waren sie erkannt.

„Auch, der Müllerhannes!“ sprach eine Stimme hinter ihnen, halb neugierig-fragend, halb salbungsvoll, und eine runzlige, dürre Altmännerhand hielt der Fränz über die Schulter einen blanken runden Groschen unter die Nase. Sie rührte sich nicht.

„Nehmt miren!“

Die reiche Spende fiel in ihren Schoß. Verdutzt sah sie, so viel gab ihnen selten ein Mensch in barem Geld auf einmal; zugleich aber that ihr die Art des Gebens weh. Ihre Lippen zuckten, gar nicht aufsehend, den Kopf noch tiefer senkend, daß ihr die spröden Haarringel unterm roten Kattuntuch vorn in die Stirn fielen, murmelte sie nur ein Wort; es sollte wohl „danke“ heißen.

Der Geber schien den unzulänglichen Dank nicht zu bemerken, er nickte nur, wie: „Schon gut, schon gut!“ Und dann setzte er sich, vorsichtig die Schöße seines langen Rodes, daß er sie nicht ruinire, teilend und die heruntergerutschten Strümpfe über die dünnen Wädchen heraufziehend, auch auf's Bänkchen.

Die Fränz guckte verwundert: wer war der? Er schien gern ein Gespräch anfangen zu wollen, aber nicht zu wissen wie. Verstohlene Blicke warf er auf den Blinden, der, von seinem weißen Haar umweht, das Kinn erhoben, ohne zu blinzeln, hinüberstarrte in die helle Luft, die den Berg umfloß.

Jetzt stieß er den ar:

„Gut Zeit, no eweil wieder alert, Müllerhannes?“

Die Fränz ärgerte sich über den gönnerhaften Ton. Hannes suchte zusammen. „Die Stimm' kenne ich doch,“ murmelte er, lauschend das Ohr neigend. „Ich kenne sie doch?“ Fast schien's, als wollte er aufspringen, fliehen, aber dann rückte er sich wieder zurecht, und es klang gelassen:

„Gut Zeit, Laufeld! Wie Ihr seht, alleweil alert.“

Ja, der Laufeld? ! Die schwarzen glänzenden Augen der Fränz bligten — das also war der, der den Vater ins Unglück gebracht? ! Der Laufeld, der Gallun? ! Sie hatte ihn nicht mehr gesehen seit ihrer Kindheit — freilich das war ja noch nicht ewig lang her, aber wie hatte der sich verändert! Als er zum Begräbnis der Mutter vor die Mühle gefahren kam, hatte er sie groß und stattlich gedünkt, mit frischem Rot im Gesicht, Groß war er noch, aber man sah's nicht mehr; er war geduckt, die Staatlichkeit eingeschrumpft. Da sah der Vater doch ganz anders aus! Mit einem gewissen Stolz schaute Fränz den an, und dann warf sie dem andern einen verächtlichen Blick zu. Und der riskierte es noch, sich neben sie zu setzen? ! Der Groschen in ihrer Tasche brannte sie — gud, also darum hatte es ihr so widerstrebt, heut, hier gerade etwas anzunehmen! No, der sollte seinen Bettel wiederkriegen, vor die Füße schmeißen wollte sie ihm den! Sie lauerte nur auf den Moment, zu

ihren sonnenverbrannten Wangen pulste lebhaft das Blut, es zuckte in der Hand; wenn der auch griesige Haar hatte, das sollte sie nicht genieren!

Derweilen maßten sich die beiden Alten. Sie waren ein wenig von einander abgerückt, hatten sich gegeneinander gekehrt und sahen sich nun gerade ins Gesicht. Sie trugen beide die gleichen Mützen mit dem Glanzstuchschild, und die des Reichen war nicht minder verschabt und abgenutzt, als die des Armen. Als ob der Müllerhannes noch sehen könnte, so bohrten sich seine starren Blicke ein. Dem Laufeld waren die schier unangenehm, er drehte seine Augen weg und steckte den Rosenkranz, an dem er auf den Weg hierher gebetet und den er noch ums Handgelenk geschlungen trug, in die Tasche.

„Also den Laufeld,“ sagte Müllerhannes endlich und nickte mit dem Kopf. „Ja, eweil sein mir accarat wieder e so beifamm, wie derlekt auf'm Kunowald — aber' t Wetter is schöner heut. Dazumal war den Himmel net e so blau, wie heut, gelt Ihr?“

Der Laufeld räusperte sich.

„Et geht Euch dreckig, wie ich sehen, Müllerhannes,“ sprach er. „Ja, ja, ich han dat als lang gewußt: Hochmit kämmt vor dem Fall. Euren Alten war als auch e so en Proß — Gott schenk em de ewige Ruh“ — er schlug ein Kreuz — „aber Ihr wart noch en viel größeren. Ich han Euer Unglück kommen sehn; ich han et Euch immer gepredigt: Hannes, Hannes, bedenkt dat End', wen den Groschen net ehrt, is den Thaler net wert. Aber ne, kein Hören uf en vernünftig Wort, wie taub und blind. Eweil hatt' Ihr't!“

„Ihr, Ihr hätt' mir gepredigt?! Dem Hannes stand der Mund offen vor Staunen. Das wäre wahrhaftig zum Lachen, wenns nicht so frech gelogen wär! Die alte Festigkeit überkam hin:

„En schön' Predigt,“ schrie er, hob die schweren Hände und klatschte sie auf die Kniee, „dem Teufel sein Predigt“. Ja, verschändt habt' Ihr mich, die Welt gegen mich gehekt, — verflucht sei den Nachmittag, wo Ihr in de Mühl' kamt — dat Tina hat uns noch e so lecker Waffeln gebacken um guten Kaffee gekocht — aber Ihr — Ihr — o Ihr infames Luder, Ihr alten Kalmäuser, Ihr verdammte Lügenmaul, Ihr —“ die Erregung nahm ihm die Stimme.

„Wat, wat sagt Ihr?“ fragte der Laufeld und neigte das Ohr. „Ich sein schon zweimal von 'em Professor operiert worden — de hat Geld rommer gekriegt, sagen ich Euch, klozig! E bißche lauter, spricht bißche lauter, ich hören alleweil noch net ganz gut!“

„Lügenmaul, Ihr seid en Lügenmaul, brüllte Hannes.

„Mercie“ der Laufeld nickte. „Sons sein ich e so weit gesund — Gott sei gelobt! Aber de Ohren — dat is fatal. Wer kann net jeden verstehn.“ Er senkte und strich sich über die dünn gewordenen Haare, die unter der Mütze an den Schläfen glatt herunter gekämmt waren. „Et is en Kreuz, wat ein'm auferlegt is — aber freilich —“ ein Blick, in dem Bedauern und Geringschätzung sich mischten, streifte den Blinden. — „Ihr habt ja noch en viel schwerer Kreuz!“

Der taube Hesse that sich auch noch dick?! Natürlich, das lag in seiner Art, aber jetzt war's doch um sich budlig zu lachen! Des Müllerhannes Aerger verflog; er mußte laut und herzlich lachen: „Haha, haha!“

Das sah der Laufeld. „Ihr lacht? Ihr könnt lachen?“ fragte er höchst verwundert.

„No, warum dann net?“ Müllerhannes hätte um die Welt nicht dem hier verraten, was ihm fehlte — jawohl, er war arm, sehr arm, aber doch noch lang nicht so arm, wie der hier, der keinen Vogel mehr singen hören konnte, kein Blatt mehr rauschen, kein Mühlrad gehen. Er hörte das Rad seiner Mühle doch bei Tag und bei Nacht. Ein Gefühl der Ueberlegenheit ergriff ihn gegenüber dem Tauben — wenn der auch ein Haus hatte mitten im Dorf, und er nur eins draußen, abseits in der Schlucht, er hatte doch noch weit mehr von der Welt, als dieser hier.

Gutmütig tappte er dem Laufeld auf die Schulter:

„Ihr thut mer eweil sehr leid. Wat muß dat schrecklich sein, wann ma net mehr hören kann. Ich hören e so gut — wann et eweil oben vom Mosenlopp, „Hannes“ rüft, dat hören ich ganz fermost. Dat konnt Ihr glauben. Paßt ehs auf!“ Und er reckte sich und preßte die Brust heraus, klopfte

sich prüfend darauf, ob sie noch gewölbt sei, und dann särie er aus Leibesträften, beide hohlen Hände am Mund: „Müller“ —!

Das Echo antwortete: „Müller“.

„He, Ihr Laufeld, hört Ihr?“ „Hannes!“

Und jetzt antwortete das Echo „Hannes!“

Ganz glücklich zog der Blinde den Mund breit.

„Müllerhannes — ja, den Mosenkopf kennt mich noch!“

Die Franz stieß jetzt den Vater an: „Vadder, spar' die Müß!“ — sie hielt sich die Schürze vor und sicherte — „okau, den is ja stoßtaub! Aber hän hat mer en Groschen geschenkt — da“ — sie drückte dem Vater das Geldstück in die Hand — „gieb hän ihm wieder, ich will hän net.“

„Warum dann net?“ Müllerhannes steckte ruhig den Groschen in die Tasche seiner zeršķissenen Hose. „Ben den Groschen net ehrt, is den Thaler net wert“ — Mädche, daß auf, haste dann dem Laufeld sein Predigt net gehört?!“ Das Lid über dem einen seiner starren Augen zwinkerte.

Die Franz war ganz verduht: so hatte sie den Vater lange nicht gesehen, auch lange, lange nicht vor dem Auszug aus der Mühle, seit der Zeit vor der Mutter Tod nicht, nein, noch länger nicht — so guter Laune!

Jetzt drehte er sich wieder dem Laufeld zu und schrie kräftig:

Ihr habt mir eweil en Groschen geschenkt, und ich, — wißt Ihr 't noch, auf Martini in der Stub' war't, wo dat Klavierchen stand — ich Euch viel Tausend Thaler! He, Laufeld, ich sagen eweil net: danke.“

Der Taube nickte trübselig.

„Ja, de Kinder, de Kinder!“ seufzte er und rieb sich das früher so glattrasierte, jetzt ein wenig stopplige Kinn. „Sch hän zu viel Sächererei. Dat viele Land — auf Snedt' un Mäd' is kein Verlaß mehr heutzutag — im dann all die vielen Sippetheken, all de Zinsen einzukassieren — ja, e so en Vermögen zu verwalten is kein Kinderpiel — ja!“

Mit der Geschwätzigkeit eines der lange hat schweigen müssen, fing der Taube an, jetzt all seine Angelegenheiten auszukramen. Er babbelte sie hin mit der leisen, toulosen Stimme desjenigen, der selbst keinen Laut mehr von dem hört, was er sagt. Es war noch viel vom Bewußtsein seines Reichthums in dem alten Bauern, aber das Alter und das Gehörleiden hatten der Prodigalität doch einen Dämpfer aufgesetzt. Noch fühlte sich der Laufeld, besonders heut' dem Bettelmann da gegenüber, aber des Blinden scharfes Ohr hörte mehr als einen verstoßenen Seufzer heraus zwischen all den großspurigen Worten.

Der Laufeld schloß:

„Mein Ammei, de Aelteste is tot — da sein wohl Entschder, aber ich will mir mit dem Wittmann zu thun han — immer Geld, Geld, hän kriegt mir — Niemand kriegt ebbes, ehnder ich tot bin, ne!“ Eigensinnig bekräftigend nickte er vier, fünfmal hinterinander. Meine Zweit' — dat Maria, is im Kloster — ja, dat is en groß Glück, dat dat e so fürnehm hat — et hat aber auch groß Geld gekost, groß Geld — ich sagen Euch, Müllerhannes, wen en Platz neben unsem Herrgott gewinnen will, den hat dat net unmesonst — o Jez — aber et is doch fatal, zu sehn kriegen ich mein Tochter fast gar net mehr!“ Er schwieg und senkte den Kopf; all die Furchen seiner einst vollen, frischroten und jetzt doppelt verrunzelten und verblühtenen Wangen, schienen tiefer zu werden.

Hatte der Laufeld denn nicht den Josef, den Josef? Das war doch recht einer zum Großthum! Die Franz war ganz erstaunt: warum sprach er von dem Josef nicht?

Reugierig reckte sie den Hals.

Müllerhannes schien das auch zu vermessen; mit aller Kraft seiner Lungen schrie er dem Rivalen ins Ohr: „Und Euer Josefche?“

„Wen?“

„Euer Josefche, Euer Sohn, no?“

„Ah so, den Josef, hm, ja. Ja, ja, den es en staate Jung“, ja!“

Weiter sprach sich der Laufeld nicht aus; er stand plötzlich auf, als wäre die Bank unter ihm glühend geworden. „Adjes!“ Dann, fast im Fortgehen, wies er nach dem starken, braunen Mädchen, das aus klaren Augen entschlossen drein sah. „Is die da Euer?“

„Ja,“ sagte Müllerhannes rasch, und eine heimlich-triumphierende Freude belebte seinen Ton, „dat es mein Tochter!“ Er drehte den Kopf nach seiner Franz und nickte ihr stolz und zufrieden zu:

„Nur en Tochter! Awer Laufeld, ich sag'n Euch, wat for ein'! Komm, Franz, lasse mir eweil gehn!“

Er stützte sich rasch auf ihren dargebotenen Arm, und so

flink schritt er aus, so beflügelten, fast ungeduldrigen Trittes, als ginge er einer großen Freude entgegen.

Die Sonne schien hell. Vom Mosenkopf kam ein starkes Wehen, blies der Franz das lattune Kopftuch in den Nacken und dem Mann den Rock auseinander, daß er dahin schritt aus freier Brust. Im reinen Eifelwind wehten die unbedeckten Haare, die dürftigen Kleider von Vater und Tochter.

Sie gingen dahin, rüstigen Schrittes, großfragende Gestalten auf freier Eifelhöf'.

(Nachdruck verboten.)

Zolas Börsenroman.

Die Großmacht, die das ganze moderne Wirtschaftsleben beherrscht, das Kapital, erscheint in dem socialen Epos der Rougon-Macquart in seinen typischen Gestaltungen: als produktives, das heißt, die produktive Kraft der Arbeitermassen in Prozesse der materiellen Gütererzeugung ausbeutendes, unmittelbar vom Lebensmarkt der Schaffenden sich nährendes Kapital — die düstere Bergwerks-Zwingburg, das Massengrab mit den glutrot leuchtenden Flammenzeichen im „Germinal“ —; als Handelskapital, eindringend in Sphäre des Detailverkehrs und im Sturm mit neuen Kampfmethoden die Konkurrenz der Kleinen rings zur Seite segnend — das lichtstrahlende Warenhaus „zum Glück der Damen“ —; endlich in seiner geheimnisvollsten, flüchtig-flüchtigsten Gestalt als Bank- und Börsenkapital in dem Roman „Das Geld“. Was im „Germinal“ das Bergwerk, was in dem „Glück der Damen“ das Warenhaus, das ist hier Saccards Universalbank: Schauplatz und Mittelpunkt der Handlung, Verkörperung und Symbol der herrschenden Gewalt. Aus der Idee heraus und doch wieder in enger Anknüpfung an ein bestimmtes historisches Ereignis: Die Gründung und Entwicklung von Bontour's Société de l'union générale, ist hier alles Einzelne gestaltet. Es mag erwidert sein, jetzt, bevor das Werk im „Vorwärts“ zu erscheinen beginnt, an dieses nun schon lang vergessene Vor- und Urbild des Romans zu erinnern.

Unter dem Kaiserreich war die erste klassische Gründerbank der Gebrüder Pereire entstanden, die nach glänzendem Aufschwung — zeitweilig schienen sie ihrem Ziele, die Börse völlig zu beherrschen, schon nah gerückt — im Anfang der sechziger Jahre fallierte. Das Geld der Aktionäre sollte dem Unternehmen die Mittel zu einem in größtem Maßstab betriebenen Börsenspiel und zur Gründung immer neuer Gesellschaften, deren Aktien dann mit hohem Gewinn rasch auf dem Markte abgestoßen wurden, liefern. Zu Beginn der sechziger Jahre hatte ein ansehlicher Kopf, nun aber unter spezifisch katholischem Aushängeschild, ein ähnliches Unternehmen versucht, — ohne Erfolg. Da trat Bontour auf. Von Oestreich, wo er eine Zeitlang als Generaldirektor die Südbahn verwaltete, im Jahre 1878 nach Paris zurückgekehrt, brachte er, gleichfalls die wirksame Resonanztrommel des Katholicismus rührend, aus literalen und aristokratischen Kreisen schnell das Gründungskapital für sein Projekt zusammen. Zu dem Kundschreiben hieß es, daß das Unternehmen, welches sich an alle guten Katholiken wende, insbesondere auch der Sammelpunkt der bischöflichen und katholischen Vereinsgelder werden solle und von seiner Heiligkeit dem Papst eines speziellen Segens, übermittlelt durch ein eigenhändiges Schreiben, gewürdigt worden sei. Massenhaft strömten die Gelder herbei. Die der Bank zur Aufbewahrung und Verwaltung anvertrauten Summen, die Depositen, am Ende des ersten Jahres 22 Millionen Frank betragend, stiegen in weniger als zwei Jahren auf das Sechsfache; und Hand in Hand damit wurde sprunghaft das Aktienkapital erhöht, von 15 auf 50, auf 100 und im November 1881 kurz vor dem Zusammenbruche auf 150 Millionen. Man versprach exorbitante Gewinne. In jener Generalversammlung vom November 1881, die die letzte Kapitalerhöhung beschloß, hatte Bontour noch erklärt, daß das Hundertmillionenkapital der Bank einen Proßt von mehr als sechszig Prozent im laufenden Geschäftsjahr eingebracht! Der Kurs der Aktien wurde auf schwindelnde Höhe getrieben: von 500 Frank, der Summe, auf die sie lauteten, auf 1000, 1500, 2000, 2500 und in den letzten Monaten, als schon der Feldzug der großen alten Häuser gegen den neuen Emporkömmling begonnen hatte, auf über 3000. Die Mittel für die hohen Dividendenzahlen sollten, ganz nach der Praxis der Pereireschen Bank, durch fieberhafte Gründerrthätigkeit beschafft werden. Durch die östreichische Länderbank, die Bontour mit Hilfe der Union und unter Ausnützung seiner alten östreichischen Verbindungen ins Leben rief, verdoppelte er seine Macht. In Frankreich wurden Zweiganstalten der Union errichtet, in Oestreich Kohlen- und Eisenbergwerke angekauft, sowie große Transaktionen in Eisenbahnen und Banken durchgeführt, in Serbien, dem Hauptfeld ihrer Thätigkeit, übernahm die Union die Herstellung des neuen Bahnnetzes, die Konvertierung der Staatsschulden, sowie die Gründung einer Nationalbank. Geplant war die Vereinigung sämtlicher orientalischer Bahnen in ein Reiz und der Bau direkter Linien, die den Osten mit den europäischen Hauptstädten verbinden sollten. M. Wirth zählt in seiner „Geschichte der Handelskrisen“ nicht weniger als 25 Unternehmungen in Oestreich und Serbien auf, an deren Gründung die Bontoursche Bank hervorragend beteiligt war. Die Aktien wurden hauptsächlich in Frankreich, natürlich mit möglichst hohem Aufgeld für die Gründer, losgeschlagen.

Im Herbst 1881 begann der große Kampf an der Pariser Börse. Es war sonnenklar, daß, wie viel immer die Union bei einzelnen ihrer Geschäfte verdienen mochte, der Kurs von 2500 bis 3000 Franc jeder realen Basis entzogen. Ein gewaltiger Sturz war unvermeidlich. Trotz des betäubenden Kaskadalarms der Presse, trotz der Urteilslosigkeit des in seiner Dabigier blind zutappenden Publikums hätten die Kurse nicht in dieser Weise getrieben werden können, wenn nicht die Bank massenhaft Aktien einbehalten und heimlich an der Börse zurückgekauft hätte. So wurde der Schein einer Nachfrage nach den Papieren auch zu den höchsten Schwindelpreisen, nach außen hin, um die Stimmung zu animieren, vorgetäuscht. Je kritischer die Lage wurde, um so größere Summen verschlangen solche Operationen, um so rascher schmolz das effektive Kapital zusammen. Auf kurze Frist gelang es damals noch, ein Massenangebot der Aktien zu hintertreiben und die auf den Kurssturz (die Baisse) hinarbeitende, von der hohen Finanz geleitete Gegenpartei mit starken Verlusten zurückzuschlagen. Dann kam der unvermeidliche Krach. Seinen letzten Triumph hatte Bontoux in jener Generalversammlung ausgespielt, die auf seine trügerische Gewinnberechnung hin — er verschwie, daß die Bank 6000 ihrer eignen Aktien im Portefeuille habe — die Kapitalerhöhung auf 150 Millionen dekretierte. Das Kollapsieren der Lyoner Filiale im Januar 1882 gab das Signal zu dem Zusammensturz des Kartenhauses. Ein Massenansturm der Depositengläubiger erfolgte. Die Kurse sanken in wenigen Tagen auf ein Drittel ihrer früheren Höhe und wichen maufraghaft weiter. Die Bilanz ergab den völligen Bankrott, den Aktien von 112 Millionen stand eine doppelte Summe von Schuldverpflichtungen gegenüber. Eine große Menge von Existenzen, darunter sehr viel kleine Leute, die ihre lässlichen Ersparnisse in Aktien umgesetzt, war in den Ruin mit einbezogen. Um so fettere Gewinne hatten die reichen Gründer und Spekulanten eingehemmt, soweit sie rechtzeitig vor dem unvermeidlichen Rückschlag die Papiere verkauft. Der Verlust der einen war Gewinn des andern, mit der Zerreibung ging die Konzentration der Kapitale Hand in Hand. Gerichtlich lassen konnte man niemand.

In der allgemeinen Geschichte kapitalistischen Gründertums mag dem Bontoux-Schwindel keine sonderliche Bedeutung zukommen. So kolossal die Bank ihre Unternehmungen ausgedehnt, so große Geldmassen sie aus dem Publikum herauspreßt und durch allerhand Kanäle hatte verschwinden lassen, führte ihr Zusammensturz doch nicht Übergreifend zu einer allgemeinen Vörentzise, wie etwa der, mit welcher die Gründerära der ersten 70er Jahre in Oestreich und Deutschland abschloß. Die Erschütterung blieb lokalisiert und wurde verhältnismäßig rasch überwunden. Aber eben dies, daß die Bewegung sich hier nicht in eine unübersehbare Menge verstreuter Aktionen auflöst, daß ein bestimmtes einzelnes Unternehmen als ihr Träger und Mittelpunkt erscheint, giebt der Episode etwas Ueberstichtliches, anschaulich Klares, in sich Abgeschlossenes, das dem Bedürfnis dichterisch gestaltender Phantasie entgegen kommt. Dramatisch war der äußere Verlauf: Der stürmische, alle Leidenschaften erregende Aufstieg zu überragender Macht, der Glanz des Triumphes, die Rivalität der hohen Finanz, der Kampf an der Börse und der jähe Absturz. Vor allem aber — dies wird bei Zola wohl den Ausschlag gegeben haben — das Bontoux-Unternehmen mit seinem ungeheuerlichen Programm, mit den in unbestimmte Fernen weisenden Zielen war repräsentativ, wie wenig ander, für das Kraftgefühl, das Maß- und Grenzlose im Wesen der modernen kapitalistischen Spekulation. Der Roman der Börse durfte — bei dem zweiten großen Sturz, mit dem Zola überall die sozialen Verhältnisse behandelt hat, war das selbstverständlich — kein Roman der bloßen Vörentgaunerei werden. Die Spekulation ist ihren Wurzeln unzerstrenlich eins mit dem kapitalistischen Unternehmungsgeist, der, jede nationale Grenze überschreitend, die produktiven Kräfte fort und fort entfaltend, alle Völker in seine Bewegung mit hinein reißt und nach einem Wort des „kommunistischen Manifests“ die Welt nach seinem Bilde umschafft. Das ist seine Größe und Macht, im Vergleich zu der die expansive Kraft aller früheren Kulturen winzig, die ganze mittelalterliche Bewegung als ein Zustand träg stagnierender „Bärenhäuterei“ erscheint. Unmittelbar den großen Massen nur eine Formverwandlung ihres Elends bringend, birgt diese unauffällig vordringende Untwägung doch — und gerade auch vom Standpunkt des Sozialismus aus gesehen — die Elemente einer neuen höheren Zivilisation in sich, erscheint sie als eine der notwendigen großen Etappen auf dem Entwicklungsgang der Menschheit. In der Union générale, der Universalbank Bontoux', der Name selbst ist charakteristisch, fand Zola ein Unternehmen, das in der phantastischen Ueberpanntheit der Entwürfe, die es realisieren wollte, wie geschaffen erschien, umgebildet zum poetischen Symbol, die im Kapitalismus wirkenden maß- und grenzenlosen Tendenzen der Expansion wiederzuspiegeln. Was auch bei kapitalistischem Sturmschritt nur in Jahren möglich gewesen wäre, das soll hier von einer einzelnen Gesellschaft Schlag auf Schlag verwirklicht werden; das Machtgefühl, der Drang zur Ausbreitung ist bis zum Siedepunkte erhitzt; nach allen Seiten wird das Fingnetz ausgeworfen, und weite Hintergründe thun sich auf.

Es ist höchst interessant zu beobachten, wie Zola den Umriß äußeren Geschehens, so wie wir ihn im Ueberblick über die Geschichte der Bontoux-Bank angedeutet, im großen und ganzen getreulich nachzeichnet aber den Eindruck durch phantastische Vergrößerung der Perspektiven zugleich gewaltig steigert. Bontoux' Union hatte den Schwerpunkt ihrer Geschäfte im östlichen Europa. Zola verlegt ihn — wie ganz

anders bricht das zu unfröher Entwicklungskraft! — nach dem Kleinasiatischen Orient. Eine Vereinigung der Schiffahrtsgesellschaften, die im Mittelmeer den Verkehr dorthin vermitteln, zu einem großen Syndikat soll seinem Helden Saccard den festen Hinterhalt und Stützpunkt weiterer Unternehmungen geben. Die Kohlen-Bergwerke, die die Bontoux-Bank im Oestreichischen erwarb, verwandelt sich in Silber- und Kohlengruben auf dem sagenumspunnenen Karmelgebirge Palästinas, die Beziehungen zu Serbien in solche zu dem Sultan, als dem Oberherrn in Kleinasien, aus der serbischen wird eine türkische Nationalbank in Konstantinopel, der Libanon soll seinen Waldbreichtum hergeben, ein Reg von Eisenbahnen rings in den fruchtbaren Gefilden um den Taurus herum Ströme des Lebens verbreiten. Hier läßt die Dichtung weit die Wirklichkeiten hinter sich. Erst indem so, am Horizont als letztes verschwindendes Ziel des Unternehmens der Gedanke einer Erschließung jener uralten Kulturgebiete auftaucht, wächst die Bank zur vollen Größe des Symbols empor, wird ihre projizierte Expansionsbewegung, die freilich nur im Traum, so lange sie Projekt bleibt, die fest gezogenen Schranken überspringen kann, zum phantastischen Wiedererleben der welterobernden, im Innern des Kapitalismus lebenden Tendenzen.

Zugleich hat Zola dann, hierauf gestützt, die Beziehungen, die das Unternehmen Bontoux, mit dem Katholizismus verknüpfen, in dem Romane weiter fortgesponnen. Die Prosa, daß die Bank ein Sammelbecken für katholische Gelder werden soll, genügt ihm nicht. Die Gründer und die Eingeweihten muskeln von ungeheuren Diensten, die sie der guten Sache leisten wird. Eine weltliche Streitmacht des Papstes werde in ihr erstehen. An den andren, mitten im heiligen Lande in Jerusalem dem in Rom bedrohten Papst einen neuen Thron zu errichten. Die profane und die fromme Phantastik, durch den Bund der Aktien vereinigt, weiteffern, wer den andren überbietet.

Zu so schwindelnder Höhe Zola den Bau sich türmen läßt, darum steht er denen, die ihn bauen, nicht weniger unbefangen gegenüber. Wie weit das Charakterbild Saccards dem Bontoux' nachgebildet sein, wie weit es abweichen mag, läßt sich schwer bestimmen und ist für die Wertung des Romans natürlich auch ohne allen Belang. Genug, das Bild Saccards, Portrait oder nicht, padt uns in jedem Zug durch seine Echtheit. Saccard ist Typus, ein Gründertypus ohne jede Sentimentalität, ohne eine Spur verfassenden Heroenkultus, scharf und klar gesehen: Verderbt, strapellos, mit allen Sünden gehegt; gemüthlich, aber von stählerner Energie und unerfäthlicher Machtbegierde; unvorsichtig und doch von wild ausschweifender Phantastik; kein niedriger, aber eben darum ein um so gefährlicherer Betrüger. Er hat im höchsten Maße die Fähigkeit der Selbstsuggestion, er glaubt an all die Möglichkeiten, die sein brennender Ehrgeiz irgend herbeiführt, und, ganz erfüllt von der Idee, reißt er mit der Kraft und stürmischen Veredamtheit seiner Ueberzeugung die Zögernden mit fort. In dieser Mischung seiner Eigenschaften ist er der richtige Mann für das waghalsige Unternehmen. Vorzüglich ist die Darstellung, wie der „alte Wolf“, der die Börse lauernd untersteht, in dem Zusammenleben mit den beiden vom Orient heimgekehrten Gamelins die erste Witterung ungehobener Schätze erhält und wie dann seine Phantasie, alle Dimensionen sofort ins Unermeßliche erweiternd, auf dieser Fahrt weiter arbeitet. Doch nicht im Psychologischen liegt der Schwerpunkt des Romans. Es sind neben Saccard nur einige wenige Gestalten, die uns in breiterer Lebensfülle entgegenreten: Vor allem Karoline, die prächtige Schwester Gamelins mit der stillen, durch keine Last des Leidens zu erlösenden Freunde, dem ruhig starken Zutrauen zum Leben. Die Menge der Typen, die der Roman umspannt, die Unzahl der Akteure in dem allgemeinen großen Drama macht eine individuellere Durchbildung derselben unmöglich. Das Bedeutende — das ist vor allem die Kunst, mit der das Besondere zum Symbol des Allgemeinen erhoben wird, und dann, von diesem Geiste getragen, die Macht und Wucht der Schilderungen. Die Bank, die im strahlenden Glanze der ersten Weltausstellung den Gipfel ihrer Bahn erklimmt, erscheint als das verführerisch gaukelnde Trugbild, vor dem, wie einst vor Naua, Paris auf Knien liegt. All die entscheidenden Etappen im Werden und im Untergang der Bank ziehen in bewegten Bildern an uns vorüber, als letztes, mächtigstes der große Vörentkampf, in dem Sundermann (Rothschild), der nüchterne, klare, nur mit der inneren Logik der Dinge rechnende alteingesessene Millionär, der Antipode Saccards, den windigen Nebenbuhler niederwirft.

Man sollte, an den großen Zug des Wertes sich haltend, über manche Schwächen im einzelnen — so über die arg verzeichnete Figur des jungen, kranken Sozialisten, der gewisse Marxsche Theorien mit seltsam naiven Zukunftskonstruktionen im Stille Journeys vereinigt — billig hinwegsehen. Die Achtung, das Mitgefühl, die leise Sympathie, die hier mit anklingt, machen dem Herzen Zolas, der später selbst zum Sozialismus kam, Ehre. Aber wenn er keinen andren Repräsentanten sozialistischer Ideen als diesen erdenfremden Utopisten dem Gemälde der Börsenwelt einzugliedern wußte, der Versuch wäre besser unterblieben. Das Wesentliche fehlt in dem Bilde. Man spürt, daß nicht lebendige Anschauung sondern in erster Reihe das Bedürfnis nach augenfälligen Parallelen und Kontrasten (Verhältnis der beiden Brüder zu einander, Verhältnis Bernards zu Saccard) die Figur gestaltet hat.

Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

w. Ja, so . . .! In Summersdorf im Erzgebirge waren sie willens die Kirche gänzlich umzubauen. Alles war fertig. Die gemäßigten Baupläne lagen da, einen Baumeister hatten sie auch schon, der Militärverein und der Gesangverein studierten bereits die Pieder ein, die sie bei der Einweihung halten wollten. Bloß das Geld hatten sie noch nicht zusammen, und das war doch die Hauptsache.

Die paar reichen Bauern wollten mit freiwilligen Beiträgen nicht herausrißen. Auch die Gemeinde sträubte sich. Ihnen sei die alte Kirche gut genug, so meinten sie allesamt.

Der Pastor hatte seine Rut. Er wußte, die Seele des ganzen Widersandes war der reiche Barthel. So lange der nein sagte, sagten die Bauern auch nein. Und der Barthel war ein alter, zäher Bauer, so einer, bei dem man sich die Lippen wund reden konnte; und hernach stand die Geschichte noch immer auf demselben Fleck.

Schon hatte der Pastor von der Kanzel herabgewettert auf die Ungläubigen in der Gemeinde des Herrn, auf die Böcke unter den Säufen, ja, sogar vom Antichrist hatte er gesprochen. Aber der Barthel-Bauer saß regungslos dabei, den Kopf gesenkt, die Hände auf der Brust gefaltet, als ginge ihn die Sache gar nichts an.

Als beim Nachhausegehen der Pastor aus der Sarrtsirei heraustrat, kam ihm gerade der Barthel über den Weg. Da nahm sich der Pastor zusammen. „Wer überwindet . . .“ steht in der Bibel. Also

Er sprach den Barthel an. „Mein lieber Herr Barthel,“ begann er. „Sagen Sie mir, warum geben Sie Ihren gottlosen Widerspruch nicht auf?“

„Gumm!“ machte der Barthel.

Der Pastor ging immer neben ihm her in seinem Predigermantel und den weißen Lagen, dem Barett, das Gebetbuch in der Hand. So erwies er dem Barthel eine rechte Auszeichnung vor den andern. Dabei redete er unablässig auf ihn ein.

„Was haben wir im Orte außer dem Gotteshaus? Nichts. Aber unser Kirchlein liegt am Berge, es wird weithin gesehen. Die Renovation und Erweiterung wird dem ganzen Ort zur Bierde gereichen.“

„Gumm!“ machte der Barthel.

„Wie ganz anders werdet Ihr alle in dem neuen Gotteshause sitzen. Das Wort wird Euch weit feierlicher klingen, eine weit schönere Erbauung werdet Ihr haben.“

„Gumm!“ machte der Barthel.

„Und dann, lieber Herr Barthel . . . sehen Sie. Sie bekommen Ihren besonderen Kirchenstuhl, dafür werde ich sorgen. Recht hervorgehoben sollen Sie werden vor den übrigen Gemeindegliedern.“

So redete er wohl über eine Viertelstunde auf den Barthel-Bauer ein. Der ging mit gesenktem Kopfe neben dem Pastor her und sagte nur manchmal: „Gumm!“

Der Pastor dachte, daß der Mann weich geworden, und nichts mehr zu sagen wisse. Vor dem Pfarrhof blieb er stehen, reichte dem Barthel-Bauer strahlend die Hand und fragte:

„Na, nicht wahr, lieber Herr Barthel, nun kann ich also auf Sie rechnen.“

„Ne.“ sagte da der Barthel trocken. „Ich geb' nicht.“

Der Pastor prallte förmlich zurück. „Aber warum denn nicht, Mann?“

„N. Herr Pastor,“ erwiderte der Barthel. „'s kimmt noch druff an, ob m'r in d'r neuen Kirche eso gutt schläft, wie in d'r alten.“ —

— **Weiberfaschnacht am Rhein.** Zu den Orten, wo noch Weiberfaschnacht gehalten wird, gehört auch, wie der „Frankfurter Zeitung“ aus Bonn geschrieben wird, das nahe Weuel. Dort bilden die Frauen und Mädchen eine eigne Karnevals-Gesellschaft mit einer Schultzeihin an der Spitze. Bei der diesmaligen Weiberfaschnacht wurde der Tag ihrer Herrschaft durch eine Skappensfahrt eingeleitet. Mit einem Musikcorps und einer Fahnenträgerin an der Spitze zogen die Weiblein in allerhand karnevalistischen Kostümen per Wagen oder zu Fuß durch die Straßen zum Festlokale. Hier wurde die Tagung zunächst durch einen gediegenen „Wokka“ eingeleitet, dann kamen Gambrius und Bacchus zu Ehren. Unterdessen spazierte eine Rednerin nach der andern zum karnevalistischen Vortrag in die Wütl. Nach der Medeschlacht stärkte man sich an einem opulenten Abendessen und erst dann, in vorgerückter Stunde, erhielten die Männer die Erlaubnis, an der Belustigung der besseren Hälften teil zu nehmen. —

Humoristisches.

— **Kunde und Bauer.** Zwei sechsende Handwerksburschen kommen unterwegs in ein Kloster, wo sie sich ein Mittagessen erbetteln und Gelegenheit finden, unbemerkt eine Mönchskutte mitzunehmen. Auf ihrer weiteren Wanderung sehen sie vor einem einsamen Bauernhause ein mit einem Esel bespanntes Wägelchen stehen. Nach entschlossenen spannen sie den Esel aus, mit dem sich der eine schleunigst davon macht, während der andre die gestohlene Mönchskutte überwirft und sich in das Gesicht des Esels vor dem Wagen spannt. Nicht lange darauf kommt der Besitzer des Wägelchens, ein biederes Tiroler Bäuerlein, aus dem Hause heraus und schlägt beim Verantwortlicher Redakteur: Carl Zeit in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdrucker und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Anbilde des an Stelle seines Esels eingespannten Mönches entsetzt die Hände zusammen: „Aber, um Christi willen, Hochwürden, was machen's E' denn da?“ — „Beruhige Dich, mein Sohn,“ entgegnet ihm dieser salbungsvoll, „ich war Dein Esel. Wegen meines sündhaften Lebens hat mich der Himmel bestraft und mich für drei Jahre in einen Esel verwandelt. Nun ist die Zeit gerade um, und wurde wir wieder meine frühere Gestalt gegeben.“ — „Mein Gott,“ jammerte das Bäuerlein, „wenn i das nur g'wißt hätt', Hochwürden, da hätt'n E' nit so viel Schläg' kriegt und nit so oft hungern müß'n.“ — „Laß es gut sein, mein Sohn,“ tröstet ihn der Mönch, „Du giebst mir nun meine Freiheit wieder, und alles ist vergeben und vergessen.“ Und nachdem er den frommen Bauern noch gesegnet hatte, zog er langsam seines Weges.

Zwei Tage darauf kommt unser gutes Bäuerlein in die Stadt zum Viehmarkt, um sich dort einen neuen Esel zu kaufen. Zu seiner größten Bestürzung sieht er da plötzlich wieder sein früheres Gaus-tier stehen. Da geht er still und betrübt zu ihm hin, neigt sich zu seinem Kopf herab und spricht ihm leise und vorwurfsvoll ins Ohr: „Aber Hochwürden, was haben E' denn schon wieder ang'stellt?“ —

— **Verdienst genug.** Ein Junge kauft in einer Apotheke eine Salbe; dieselbe kostet fünfzig Pfennig. Als er sich damit entfernt hat, bemerkt der Provisor, daß ihm der Kleine nur ein Ze h n p f e n n i g s t ü c k gegeben hat. Er sagt es dem anwesenden Chef und will dem Jungen nachsehen. „Meiben Sie nur hier,“ bemerkt der Apotheker, „wir verdienen immer noch fünf Pfennig daran.“ —

(„Simplicissimus“.)

Notizen.

— Ludwig Barnab läßt seine Memoiren im Herbst als Buch erscheinen. —

— Im Deutschen Theater wird Arthur Schnitzlers Drama „Der Schleier der Beatrice“ anfangs März erstmalig in Scene gehen. —

— Ein Ensemble-Gastspiel des Berliner Theaters (unter der Leitung der zukünftigen Direktoren Halm und Grant) findet vom 3. Juni bis 24. August im Theater des Westens statt. —

— Hans L'Arronges neues Lustspiel „Dito der Faule“ erlebt am 27. Februar im Luise-Theater die Erstaufführung. —

— Ein ungarisches Volksstück „Der Wein“ von Geza Gardonhi wurde bei der Erstaufführung im Wiener Deutschen Volkstheater freundlich aufgenommen. —

— Der Lieddichter Hugo Wolf ist, 43 Jahre alt, in der Niederösterreichischen Landesirrenanstalt bei Wien gestorben. Mit ihm ist wohl der bedeutendste deutsche Liederkomponist der Jetztzeit dahingegangen. Erschienen sind von ihm: je ein Band „Goethe-Lieder“ und „Mörke-Lieder“, ferner ein „Spanisches Liederbuch“, ein „Italienisches Liederbuch“ u. a. Die einaktige komische Oper „Der Corregidor“ wurde 1896 zum erstenmal in Mannheim aufgeführt. —

— Louis Corinth ist vom Direktor Max Reinhardt als künstlerischer Beirat für das Neue Theater engagiert worden. —

— Der 14. deutsche Geographentag findet am 2., 3. und 4. Juni in Köln statt. Als Hauptberatungsgegenstände sind in Aussicht genommen: 1. Stand der Deutschen Südpolar-Expedition auf Grund der bisher eingegangenen Berichte, 2. Meereskunde, 3. Wirtschaftsgeographie, 4. Landeskunde des Rheinlands, 5. Schulgeographische Fragen. —

— Den Zimmerpflanzen, besonders solchen, die nicht ausgeprochene Kinder des Warmhauses sind, lasse man jetzt an schönen Tagen viel frische Luft zukommen. Sind die Triebe während des Winters lang und spärlich geworden, so schneide man dieselben stark zurück, Sorge aber auch durch fleißiges Lüften dafür, daß dieser Uebelstand ferner vermieden wird. Fuchien, Pelargonien, Heliotrop, abgeblühte Kamelien und Azaleen, sowie Oleander, Myrten, Cononymus, Aucuba, Alpenveilchen und ähnliche werden für diese Behandlung dankbar sein. Solchen Pflanzen, denen Kellerräume während des Winters zum Aufenthalt angewiesen wurden, muß ebenfalls frische Luft zugeführt werden. —

— Ein großer Naphtha-See ist im östlichen Teile Sachalins entdeckt worden. Die Naphthalager sollen reicher sein, als die von Baku. —

— Ein löstlicher Satz befindet sich in einer kürzlich ergangenen Entscheidung des Ober-Landesgerichts in Celle. Das Gericht hatte über eine Beschwerde wegen eines gepfändeten Schweines zu entscheiden. In dem Erkenntnis heißt es: „Das Beschwerdegericht hat die Identität des gepfändeten Schweines mit dem Richter erster Instanz als erwiesen angenommen.“ —